

akut #32

Informationsmagazin DIE ALTERNATIVE
Verein für umfassende Suchttherapie

DIE
GESCHICHTE
VON
Daniela

Einsamkeit
Brücken
Zugehörigkeit

DANIELAS GESCHICHTE

Vom Wagnis, den Ort für alle Fälle auch wirklich aufzusuchen

Sie hatte es doch geschafft, eigentlich. Ende der Neunzigerjahre nahm die achtundzwanzigjährige Daniela, wenige Jahre nach dem Abschluss der Suchtbehandlung in der Sozialtherapie ULMENHOF und der Rehabilitation FISCHERHUUS, die Fäden selber in die Hand. Sie beendete die ambulante Nachsorge bei der Beratung und Nachsorge KANU, kümmerte sich selber um die Finanzverwaltung und zog mit ihrem Lebenspartner und ihren beiden Töchtern im Alter von einem und vier Jahren vom Kanton Zürich in den Kanton Aargau. Die Existenz war über eine Anstellung als Detailhandelsverkäuferin auf Stundenlohnbasis sowie über ergänzende Sozialhilfe gesichert. In freien Stunden, da galoppierte sie mit ihrem Pflegepferd über Felder und Wiesen.

Risse

Vier Jahre später meldet sich Daniela bei ihrer damaligen Bezugsperson des KANU aufgrund massiver Probleme in der Partnerschaft in grosser Verzweiflung wieder und bittet um Unterstützung für sich und ihre beiden Kinder. Sie müsse aus der gemeinsamen Wohnung raus und brauche dringend ein Dach über dem Kopf. Der Druck war in den letzten Jahren so gross, dass die Paarbeziehung daran zerbrach. So musste sich Daniela zuletzt als alleinerziehende Mutter organisieren. Daniela nimmt Bezug auf die Zusage bei der Beendigung der Nachsorge, dass sie sich in Zukunft bei Bedarf jederzeit beim KANU melden könne. Umgehend wird eine Wohnung in den Integrationswohnungen BACHMOOS organisiert und die Begleitung durch das KANU neu installiert. Entspannung tritt ein. Wie konnte es so weit kommen?

Das liebe Geld

Bei der Aufarbeitung der Ereignisse der letzten Jahre und der Festlegung der aktuellen Baustellen zeigen sich die fatalen Folgen der Vernachlässigung administrativer Aufgaben durch Daniela und ihren Lebenspartner. Ungeachtet der ausgewiesenen Stabilität im Umgang mit psychoaktiven Substanzen waren dem Paar die alltäglichen administrativen Verpflichtungen und die Budgetplanung bald schon über den Kopf gewachsen. Beide schlossen Telefonverträge ab, leasen ein Auto, lösten eine Autoversicherung, nahmen Kredite auf und bezahlten die monatlichen Rechnungen dazu allesamt nicht. Es entstanden grosse Schuldenberge, welche es abzutragen galt. Dafür wurde ein beträchtlicher Teil des Einkommens verwendet. Daniela verlor den Überblick. Laufend kamen weitere Gläubiger hinzu, welche Forderungen geltend machten, von denen sie keine Ahnung hatte.

↪ Fortsetzung auf Seite 18



INHALTSVERZEICHNIS

LEBENSWELT Die Geschichte von Daniela	«akut» #32
Das liebe Geld	2
	5
	6
	12
Masterplan	18
	20
	24
	28
	29
Freiheit	30
	32

IMPRESSUM

Gestaltungskonzept und Produktion Studio Wittwer, Zürich Redaktion Stephan Germundson, Noemi Girardi, Seraina Bravin
Fotograf Peter Würmli, Zürich Korrektorat Herbert Ochsner
Weitere Fotos: S.2: Clemens Schleiner (CC 2.0), S.13: B. Me Pixabay, S.14: Drew Beamer Unsplash,
S.16: Unsplash, Pixabay, S.18: Pixabay, S.20: Noemi Girardi (Portrait) S.20-27: PD. S.32: moreharmony Pixabay
Auflage 6200 Druck Albis-Offsetdruck druckt mit 100 % eigenem Solarstrom 2018

EDITORIAL

Wie gut gelingt es uns, Menschen mit besonderen Bedürfnissen zu integrieren?

Flexibilität, Anpassung und lebenslanges Lernen sind die Zauberworte, um in unserer Gesellschaft bestehen zu können. Nicht alle Menschen können diesen hohen Erwartungen entsprechen und reagieren mit Rückzug. Die fehlende Anerkennung hinterlässt oft eine Leere, was die Flucht in eine Sucht begünstigt. Sucht sollte denn auch als soziales Phänomen akzeptiert und nicht immer stärker individualisiert werden. Dies äussert der Soziologe Ueli Mäder im Fachartikel dieses Magazins.

Wer nicht folgen kann, wird oft sich selber überlassen. Kommen zur schwierigen Biographie belastende Ereignisse in der Gegenwart dazu, so droht das perspektivenlose Zurückbleiben am Rand der Gesellschaft. In dieser Ausgabe finden Sie verschiedene Beiträge zu Ansätzen, wie Brücken gebaut werden können.

In der Geschichte von Daniela erfahren wir von den Schwierigkeiten einer jungen Familie, den Überblick über alle Lebensbereiche zu behalten und vom geforderten Mass an Mut, die benötigte Unterstützung einzufordern.

Die Beratung und Nachsorge KANU berichtet in einem Interview von den vielfältigen Aufgaben, die auf Menschen nach der Therapie warten. Neben der Aufrechterhaltung der Gesundheit steht die selbstbestimmte Lebensführung im Zentrum. Dem Aufbau eines tragenden Sozialnetzes kommt eine herausragende Bedeutung zu. Die Gemeinschaftszentren der Stadt Zürich leisten hierzu einen wichtigen Beitrag. Zur Stärkung des Vertrauens in die eigene Handlungsfähigkeit am Arbeitsplatz und im Alltag trägt die Ergotherapie im ULMENHOF bei, welche in diesem Magazin vorgestellt wird.

Für eine gelingende Integration von Menschen mit besonderen Bedürfnissen muss auch die Gesellschaft ihren Beitrag leisten. Sie muss gewillt sein, die nötigen Räume, Mittel und Angebote zur Verfügung zu stellen. Nur so können für alle Personen angemessene Formen der sozialen Teilhabe realisiert werden.

MAJA GIRSCHWEILER
PRÄSIDENTIN DES VEREINS
DIE ALTERNATIVE





INNENWELT

Die Nachsorge als zentrales Element der Sozialtherapie

Ein Fachaustausch im
lauschigen Garten des
Zürcher Gemeinschafts-
zentrums Bachwiesen.
Marlies Huber und Silvia
Vetsch im Gespräch mit
Maja Girschweiler und
Niklaus Frei (v.l.n.r.).

Marlies Huber blickt auf
fünfundzwanzig und
Silvia Vetsch auf zwölf
Jahre in der Beratung und
Nachsorge KANU.
Sie skizzieren Entwicklungen
im Rahmen ihrer Tätigkeit,
was auch ein Schlaglicht
auf gesellschaftliche
Veränderungen wirft.

Was bietet das KANU an und welche Rolle fällt der Nachsorge zu?

Marlies Huber: Die Nachsorge ist ein
Teil eines gesamten Spektrums. Das
KANU ist zuständig für alle Aufnahmen
von Erwachsenen und Kindern in
unser Betreuungsnetz. Im Rahmen des
Intakes stellen wir unsere Angebote
vor, prüfen eine Aufnahme, vernetzen mit
den vorbehandelnden Einrichtungen
und stellen Antrag für die Kosten-
gutsprachen. Während des stationären
Aufenthalts sind wir Teil des inter-
disziplinären Behandlungsteams und im
Rahmen des Case Managements für die
Kommunikation mit den einweisenden
Stellen verantwortlich. Zusätzlich ist das
KANU für alle Fragen im Bereich der
Sachhilfe und für die Arbeitsintegration
zuständig. Nach der Behandlung
begleiten wir die Klientel im Rahmen der
ambulanten Nachsorge weiter.

Was bedeutet Nachsorge?

MH: Unser Credo lautet: die Nach-
sorge beginnt schon beim Eintritt in die
Therapie. Das bedeutet unter anderem,
dass die beim Intake zuständige
Sozialarbeiterin die Klientin bzw. den
Klienten zeitlich unbefristet und
unabhängig vom Behandlungsverlauf
begleitet. Somit vom Intake über die
stationäre Phase bis hin zur ambulanten
Begleitung in der Nachsorge. Ab dem

Eintritt werden auch Themen bearbeitet, die der späteren Integration dienen. Die Nachsorge soll sichern, was während der stationären Phase entwickelt wurde und idealerweise darauf aufbauen. Stolpersteine warten viele. Die Klientel soll darauf vorbereitet sein. Und die Rückendeckung durch eine Vertrauensperson erhalten, welche schon seit langer Zeit ein Teil des Weges ist. Ein Teil dieser Herausforderungen hat mit der Sucht zu tun, ein anderer mit geschlossenen Türen der Gesellschaft. Sei dies am Arbeitsplatz, bei der Wohnungssuche oder in der Freizeit. Suchtbetroffene Menschen werden von der Gesellschaft oftmals nicht mit offenen Armen empfangen.

Silvia Vetsch: Im Rahmen der Nachsorge tauchen die aus der stationären Phase bekannten Themen der Sachhilfe wieder auf. Dazu gehören Schuldenberatung, Finanzverwaltung, Abklärungen mit Ämtern, wie auch Arbeitsintegration. Neu dazu kommt die psychosoziale Beratung, für welche zuvor die stationäre Einrichtung zuständig war. Das Feld weitet sich nun auf sämtliche Aspekte des Lebens aus. Die Klientel kann mit allem zu uns kommen. Entweder wir übernehmen oder wir vermitteln passgenaue Angebote oder Fachpersonen. Dies macht die Arbeit ausserordentlich vielseitig und interessant. Die Menschen kommen mit ihrem gesamten Leben zu uns. Die Arbeit. Die Finanzen. Die Kinder. Die Partnerschaft.

Das klingt nach sehr viel.

SV: Sehr breit, ja, so würde ich sagen.

Was heisst das konkret? Mit welchen Anliegen kommen die Klientinnen und Klienten in der Nachsorge zu euch?

Beratung und Nachsorge KANU

Die Beratung und Nachsorge KANU ist die ambulante Beratungsstelle des Vereins DIE ALTERNATIVE. Sie unterstützt suchtbetroffene Einzelpersonen und Familien während des Aufenthaltes in einer stationären Einrichtung oder ambulant als Behandlungsnachsorge oder anstatt einer stationären Behandlung. Ihr kommt über den Intakeprozess und das Casemanagement durch die Koordination der Behandlung nach innen und die Kommunikation nach aussen eine Drehscheibenfunktion zu.

MH: Die allermeisten Klientinnen und Klienten nehmen unser Angebot der Finanzverwaltung in Anspruch. Konkret heisst das, dass sie ihre Einnahmen wie Lohn, Sozialhilfe oder IV-Rente und Ergänzungsleistungen an unsere Stelle abtreten, wir gemeinsam eine Budgetplanung vornehmen. Monatliche Zahlungen für Miete, Telefon, Krankenkassen-Prämien, Arztrechnungen usw. werden durch uns getätigt. Wir machen Rückstellungen für Steuern, Privat- und Sozialversicherungen, Abos und wenn möglich auch für Unvorhergesehenes. Vielen Klientinnen und Klienten gelingt es so, einen kleinen Betrag auf die Seite zu legen und sich damit - trotz des kleinen Budgets - ab und zu etwas leisten

zu können. Der Lebensunterhalt wird überwiesen oder wir oder zahlen ihn - meist in Tranchen - persönlich aus. Mit jeder Person wird eine individuelle Abmachung getroffen, die ihrem Bedarf entspricht. Und dadurch gelingt es ihr, den finanziellen Verpflichtungen nachzukommen und Schulden zu vermeiden, was u.a. ein wichtiger Aspekt zur Sicherung der Stabilität ist.

SV: Neben der Finanzverwaltung kommen sie mit sämtlicher Korrespondenz von Ämtern wie zum Beispiel IV, Migrationsamt, Sozialamt, Arbeitslosenkasse, RAV zu uns. Da geht es darum, Inhalte zu erklären, Formulare gemeinsam auszufüllen, gewünschte Unterlagen zusammenzutragen und ganz allgemein Fristen nicht zu verpassen. Wichtig ist auch die Vernetzung mit spezialisierten Fachstellen, wobei es häufig nicht nur um den Tipp geht, wo sich jemand hinwenden soll, sondern um die konkrete Anmeldung oder die Begleitung zu einem Termin.

MH: In jedem einzelnen Fall geht es darum, gemeinsam festzulegen, welches Ziel verfolgt wird, jemanden zu befähigen, die Aufgaben selber zu übernehmen und Entlastung zu schaffen. Oder aber wir übernehmen langfristig und zeitlich unbegrenzt. Ein ganz zentraler Punkt ist, dass die Leute auch einfach aus ihrem Leben erzählen können; was sie beschäftigt, von ihren Sorgen und Freuden. Viele brauchen jemanden, der sich Zeit nimmt, ihnen zuhört, sie ernst nimmt, Perspektiven aufzeigt und Mut macht.

Wie hat sich das in den letzten 25 Jahren verändert?

MH: Die Beobachtungen im Rahmen des Nachsorgeauftrags widerspiegeln auch gesamtgesellschaftliche Prozesse. Vor fünfundzwanzig Jahren hatten wir einen einzigen Computer. Vieles wurde über das Telefon abgewickelt und verlief unbürokratisch. Vereinbarungen mit den KostenträgerInnen konnten im direkten Austausch getroffen werden. Heute ist alles viel administrativer. Nötig sind umfangreiche Gesuche, differenzierte Begründungen und stets eine flächendeckende Dokumentation. Ein Beispiel: Für eine Kleiderkostengutsprache reichte



Marlies Huber berichtet von einer Ära, als der Beratungsstelle ein einziger Computer zur Verfügung stand.

früher ein Anruf. Heute müssen wir dem schriftlichen Gesuch eine umfassende und individuelle Begründung beifügen. Auch spüren wir den zunehmenden Kostendruck der öffentlichen Hand. Immer öfter müssen wir für früher von der Sozialhilfe übernommene Leistungen Stiftungen angehen. Die Gesellschaft scheint immer weniger bereit, Armutsbetroffenen mehr als die unmittelbare Sicherung des Überlebens zu berappen. Dies wiederum erhöht unseren Aufwand zur Sicherstellung der Finanzierung der für die Resozialisierung nötigen Massnahmen in beträchtlicher Weise.

SV: Nur schon mit Blick auf die letzten zwölf Jahre zeigen sich erhebliche Veränderungen. Die Klientel muss immer mehr und immer komplexere Formulare ausfüllen. Die Ämter bieten dabei zunehmend weniger Unterstützung. Die Folgen bei Personen mit geringen Kompetenzen hinsichtlich der Selbstadministration sind dramatisch. Da muss das KANU in die Bresche springen, damit nicht beispielsweise aufgrund verpasster Fristen und dafür verhängter Sanktionen die Klientel von nötigen Leistungen ganz

Die Sozialarbeiterin HFS, **Marlies Huber**, stiess 1993 zur Beratung und Nachsorge KANU. Bereits zuvor war sie im Suchtbereich tätig, absolvierte während der Platzspitzzeiten ihr zweites Ausbildungspraktikum in einer niederschweligen Institution der Sozialmedizin und baute eine Notschlafstelle mit freiwilligen Mitarbeitenden auf. 1995 übernahm sie die Leitung des Bereichs Beratung und Integration von DIE ALTERNATIVE. Sie ist zuständig für die Beratung und Nachsorge KANU, die Rehabilitation FISCHERHUUS sowie die Integrationswohnungen BACHMOOS. Unter anderem ist sie aktiv in der Fachgruppe Nachsorge des Fachverbands Sucht sowie im Bereich Eltern-Kind.

ausgeschlossen wird. Es scheint, dass das Eigenverantwortlichkeitsprinzip das Verständnis für ressourcenschwache Personen abgelöst hat, was wiederum auf ein verändertes Menschenbild wie auch ein gewandeltes Auftragsverständnis verweist. Ich erlebe das Klima innerhalb der Berufsgruppe der Sozialarbeitenden oftmals als hart und erbarmungslos.

MH: Beispielsweise umfassten die Sozialhilfeantragsformulare früher fünf Seiten. Heute sind es mindestens doppelt so viele. Selbst ausgebildete Sozialarbeitende sind da gefordert. Zumeist verfügt unsere Klientel auch nicht über ein tragendes Netz, wo sie sich Unterstützung für Aufgaben dieser Art einholen könnte. Auch fehlen die finanziellen Mittel, sich einen Support einzukaufen. Daher gehört die Unterstützung der Klientel bei der Einlösung der ihr gesetzlich zustehenden Rechte zu den Hauptaufgaben einer Nachsorge. Brückenbau im Sinne von reiner Triage oder Kontaktvermittlung reicht bei weitem nicht. Es geht nebst der Beratung um Begleitung, Coaching, Empowerment und Befähigung.

«Die Gesellschaft scheint immer weniger bereit, Armutsbetroffenen mehr als die unmittelbare Sicherung des Überlebens zu berappen.»

Wie gut gelingt es dem KANU, die Klientel zu unterstützen, ein selbstbestimmtes und selbstverantwortliches Leben zu führen?

MH: Eine Pauschalantwort ist da schwierig. Was heisst schon Selbstbestimmung so generell? Zentral ist, dass die Klientel auch bei Krisen zu uns kommt. Sucht ist eine Rückfallserkrankung. Je früher die Bearbeitung stattfindet, desto stärker kann die Selbstbestimmung erhalten werden. Wobei auch die Einholung von Unterstützung zur Autonomie gehört. Dies ist nie als völlige Unabhängigkeit vom Sozial- und Hilffssystem zu definieren. Für niemanden von uns.

SV: Hierfür ist das Vertrauen, welches über die lange Begleitung hinweg hat aufgebaut werden können, von entscheidender Bedeutung. Aber auch die Gewissheit, dass wir uns Zeit nehmen, zuhören, da sind, auch mal etwas abnehmen und allgemein Hilfestellung leisten.

Wie oft und wie lange kommen die Klientinnen und Klienten zu euch in die Nachsorge?

MH: Dies ist sehr unterschiedlich. Einige kommen wöchentlich, andere alle zwei bis vier Wochen und wieder andere vier Mal im Jahr oder einfach bei Bedarf. Bei vielen KlientInnen sind wir in wiederkehrende Abläufe involviert und sind somit in häufigem Kontakt – mit ihnen oder mit ihrem Umfeld. Bei anderen sind wir einfach da, wenn irgendwelche Fragen und Probleme auftauchen. Und sind so eine wichtige Sicherheit in ihrem Leben, auf welche sie jederzeit – auch nach langen Unterbrüchen – wieder zurückgreifen können.

SV: Die Nachsorge ist zeitlich unbegrenzt. Wir haben einige KlientInnen, welche dieses Angebot schon seit vielen Jahren in Anspruch nehmen. Für andere sind wir wichtig im Übergang von der stationären Therapie «ins Leben danach».

Was würdet ihr sagen, was sind die grössten Herausforderungen nach der Therapie?

SV: Zum einen ist es sicher das Aufrechterhalten der Suchtstabilität, und zum andern, das Leben selbstständig und sinnhaft «zu füllen» und zu strukturieren. Ohne Tagesstruktur im Bereich Arbeit oder Beschäftigung ist dies eine grosse Herausforderung. Mit dem Austritt aus der Therapie fallen viele stützende, kontrollierende, begleitende Strukturen und auch viele soziale Kontakte weg. Einsamkeit ist ein grosses Thema nach der Therapie.

MH: Um sich ein Leben ausserhalb dieses Settings aufzubauen, braucht es gerade im Übergang Anknüpfungspunkte und konkrete Unterstützung. Viele bisher zuständige Personen fallen weg, zum einen aus unserem Betreuungsnetz, zum anderen die Sozialarbeitenden der finanzierenden Gemeinde und auch die Beistände, deren Zuständigkeit bei einem Wohnortwechsel ändert. Das bedeutet immer auch den Aufbau neuer Arbeitsbeziehungen, das Einlassen auf neue Personen, von deren Arbeitsweisen und Entscheiden man schliesslich auch abhängig ist.

SV: Das zeigt, wie wichtig das KANU gerade in dieser Phase für viele KlientInnen ist: eine Konstante.

MH: Gemeinde- und Kantonswechsel sind zudem sehr oft mit einer monatelangen Phase der Unsicherheit hinsicht-

lich diverser rechtlicher und finanzieller Angelegenheiten verbunden. Hier besteht die Gefahr von Neuverschuldungen und Einschränkungen hinsichtlich Versicherungsleistungen. Und bei Phasen von Instabilität in Bezug auf die Abhängigkeitserkrankung kommt dem KANU eine zusätzliche, wichtige Rolle zu. Geht es doch darum, zu vermeiden, dass Folgeprobleme aufgrund von administrativen Versäumnissen entstehen.

Diese umfassende Begleitung hat ihren Preis. Ist die Finanzierung gesichert?

SV: Nicht in genügender Weise, was frustrierend ist. Wir übernehmen diverse Aufgaben, welche aus unserer Sicht eigentlich anderen Stellen zukommen würden.

An welche Stelle denkst du da?

SV: An die Sozialdienste und den Aspekt der Sozialberatung. Die Ressourcen hierfür reichen nicht mehr aus. Der Zeitdruck dort scheint so gross, dass für individuelle Beratung kaum Zeit bleibt. So reduziert sich die Tätigkeit des Sozialamts in vielen Fällen aus zeitlichen Gründen auf das reine Verwalten.

Es geht nicht nur um die Sachhilfe oder die wirtschaftliche Hilfe, sondern auch wirklich ...

SV: Um den Menschen, ja! Um die Frage, was dieser braucht. Und wie die Zielerreichung möglich werden kann ...

MH: Dem ist so. Und nebst Verlusten bei den Übergängen beobachten wir eine zunehmende Spezialisierung. Im Hilffsystem haben alle ihre Rolle. Niemand jedoch schaut aufs Ganze, bringt die Gesamtsicht ein, koordiniert die Bemühungen und sichert die Synergiebildung. Auch da kann die Klientel zwischen Stuhl und Bank fallen. Bezüglich der Finanzierung haben wir versucht, für Leistungen innerhalb der Nachsorge Kostengutsprachen der Gemeinden zu erhalten. Dabei stehen Aufwand und Ertrag in keinem Verhältnis. Glücklicherweise erhalten wir vom BSV über Artikel 74 IVG eine Finanzhilfe, welche rund die Hälfte der Kosten deckt. Auch von der Stadt Zürich erhalten wir eine Finanzhilfe in kleinerem Umfang.



Silvia Vetsch erlebt das Klima innerhalb der Berufsgruppe der Sozialarbeitenden oftmals als hart und erbarmungslos.

Was würdet ihr euch von der Gesellschaft für eure Klientel wünschen? Was würde eure Arbeit erleichtern?

SV: Dass Sucht als Erkrankung anerkannt wird. Dass Betroffene ein Recht auf eine Behandlung haben. Inklusiv einer umfassenden Nachsorge. Dass akzeptiert wird, dass nicht alle Menschen sich selber administrieren können. Dass Menschen diesbezüglich Unterstützung annehmen können, ohne sich schämen und rechtfertigen zu müssen.

MH: Ich wünsche mir, dass die Sozialämter bei der Gestaltung von Übergängen, wie beispielsweise nach der Beendigung der stationären Behandlung, Verantwortung für den weiteren Weg übernehmen. Unter anderem durch eine intensive Vernetzung mit der folgenden oder vorangegangenen Wohnsitzgemeinde. Zudem wünsche auch ich mir die volle Anerkennung der Nachsorge als Teil der Suchtbehandlung, was sich auch in der lückenlosen Finanzierung ausdrücken soll.

Was schätzt ihr persönlich an der Nachsorge-Arbeit?

Die ausgebildete Kauffrau **Silvia Vetsch** fand 2006 im Rahmen ihres Praktikums zur Erlangung der kaufmännischen Berufsmatura zur Beratung und Nachsorge KANU. 2008 wurde die Praktikumsstelle in eine Anstellung als Mitarbeiterin Sekretariat und Sachbearbeitung weiterentwickelt. Schon in dieser Funktion begleitete sie Klientinnen und Klienten im Rahmen der ambulanten Nachsorge. Seit 2016 studiert Silvia Vetsch berufs begleitend an der Hochschule Luzern Sozialarbeit und übernimmt seither nebst der Nachsorge auch alle weiteren Aufgaben der Sozialarbeit des KANU.

MH: Das Vertrauen, welches uns die Klientinnen und Klienten entgegenbringen, das Gefühl, ganz konkrete Hilfestellungen leisten zu können. Sie über einen langen Zeitraum ihres Lebens begleiten zu dürfen und so mitzuerleben, wie sie trotz zum Teil widriger Umstände und Biografien ihren Weg gehen und wir dabei eine Hilfe und Sicherheit sein können.

SV: An meiner Arbeit schätze ich die sehr lange Zeit der Begleitung. Zudem erscheint die Arbeit stets als in tiefstem Masse sinnhaft. Dies ist unbezahlbar. Auch gefällt mir die Aufgabenvielfalt in der Nachsorge. Hier haben wir den Blick auf sämtliche Lebensthemen. Und entwickeln mit der Klientel Ziele, die wir gemeinsam verfolgen.

Das Gespräch wurde geführt von Maja Girschweiler, Präsidentin und Niklaus Frei, Kassier Vorstand des Vereins DIE ALTERNATIVE

«Niemand jedoch schaut aufs Ganze, bringt die Gesamtsicht ein, koordiniert die Bemühungen und sichert die Synergiebildung.»

FACHWELT
VON UELI MÄDER

Ökonomisierte Welt: genug ist nie genug

12

Inspiriert durch Leitfragen der «akut»-Redaktion, rollt Ueli Mäder seine Perspektive zum Funktionieren der Gesellschaft und der Rolle von Abhängigkeitserkrankungen auf. Dabei zeigt er auf, wie finanzgetrieben die Ökonomisierung seit rund dreissig Jahren verläuft.

Das «akut» wollte wissen, ob wir in einer entsolidarisierten Gesellschaft leben. Meine Antwort ist klar: ja und nein. Wenn wir zur Welt kommen, sind andere schon da. Das ist unsere erste narzisstische Verletzung. Aber wir merken auch, ohne andere nicht leben zu können. Menschen sind soziale Wesen. Wir profitieren voneinander. Auch von unseren Vorfahren, die unsere Altersversicherung initiierten. Und vielem anderem mehr. Was für eine solidarische Gesellschaft! Früh erfahren wir allerdings auch, wie uns «Schwächen» von andern nützen. Wenn andere weniger glänzen, stehen wir besser da. Wenn im Job eine Entlassung droht, ist mein Kollege mein Rivale. Die forcierte Konkurrenz kennzeichnet und entsolidarisiert unsere Gesellschaft.

Ob diese Zunahme der Kompetitivität etwas mit Neoliberalismus zu tun hat? In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wandelte sich die Schweiz rasant. Breite Bevölkerungsgruppen verbesserten ihre soziale Lage. 1972 wies die Schweiz mit 106 offiziell Erwerbslosen «Vollbeschäfti-

gung» aus. Das änderte sich mit den rezessiven Einbrüchen der Siebzigerjahre. Seither ist offiziell jede zwanzigste Familie von Arbeitslosigkeit betroffen. Statistisch ausgeklammert bleiben jährlich rund 40 000 Ausgesteuerte und zahlreiche Frauen, die viel unbezahlte Arbeit verrichten. Neu verbreitet sich die Armut von Erwerbstätigen. Im Durchschnitt steigen die nominellen Löhne zwar, aber einige hinken seit Ende der



Ueli Mäder ist Soziologe, emeritierter Professor der Universität Basel. Seine Arbeitsgebiete sind die soziale Ungleichheit und Konfliktforschung. Zuletzt ist von ihm das Buch erschienen: 68 – was bleibt? (rpv, Zürich 2018).

80er-Jahre den steigenden Lebenskosten hintan. Haushalte mit niedrigen Einkommen müssen ihren Erwerbsgrad ausweiten, um ihre existenziellen Bedürfnisse zu befriedigen.

145 000 Haushalte bewegen sich trotz einer Erwerbstätigkeit von mindestens 90 Prozent unter dem Existenzminimum. Das zieht viele Kinder und Angehörige in Mitleidenschaft. Auch bei «Mittelschichten», die lange über ihre berufliche Mobilität ihr Einkommen erhöhten, häufen sich finanzielle Abstiege und Brüche. Unsere relativ gut ausgebaute soziale Sicherung orientiert sich jedoch an «Normalbiographien». Das bedrängt vor allem Alleinerziehende und Familien mit Kindern. Zumal die Kinderkosten hoch und stark privatisiert sind. Familie ist scheinbar Privatsache und «Familienpolitik» zuweilen ein Mittel gegen eine Sozialpolitik, die den sozialen Ausgleich fördert.

Die privaten Vermögen sind seit Ende der 80er-Jahre enorm gestiegen. Durchschnittlich verfügen Steuerpflichtige über eine halbe Million Franken.

«Neu verbreitet sich die Armut von Erwerbstätigen.»

«Auch bei «Mittelschichten», die lange über ihre berufliche Mobilität ihr Einkommen erhöhten, häufen sich finanzielle Abstiege und Brüche.»

«Inzwischen hat sich ein angelsächsischer Neoliberalismus durchgesetzt, der gläubig den Markt verabsolutiert.»



Aber 1,3 von insgesamt 5,2 Millionen Haushalte haben kein Vermögen. Und mehr als die Hälfte der Steuerpflichtigen hat weniger als 50 000 Franken Reinvermögen. Sie kommen zusammen auf keine zwei Prozent der gesamten Summe. Während ein Prozent der Steuerpflichtigen über 41 Prozent besitzt (Bundesamt für Statistik 2017). Die einseitige Verteilung polarisiert unsere Gesellschaft und entzieht vielen Menschen finanzielle Reserven.

Finanzgetriebene Politik

Seit 1989, dem erfreulichen Aufbrechen der Berliner Mauer, überlagert eine finanzgetriebene Politik die politisch liberale, die einen sozialen Ausgleich und ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit anstrebte. Inzwischen drängt das Kapital offensiver in jene Bereiche vor, in denen es sich maximal vermarkten lässt. Dieser Paradigmenwechsel, so meine These, ökonomisiert unsere Gesellschaft und durchdringt alle Lebensbereiche (Mäder 2015). Die finanzgetriebene Ökonomisierung kolonisiert unsere Lebenswelten und normiert Sichtweisen, die weniger individualisiert sind als oft angenommen. Die Individualisierung, die viel Vereinzeln mit sich brachte, weichte fest gezurrte Sozialstrukturen und enge Kontrollen mehr oder weniger freiheitlich auf. Heute verbreiten sich jedoch neue Zwänge, die das Konkurrenzdenken strapazieren. Und Familien sind gehalten, den Nachwuchs erfolgreich für diese Welt zu optimieren. Das belastet sie. So geben Familien den Druck an Kinder weiter, die sie schützen sollten.

Als neoliberal galt bei uns bis in die 1970er-Jahre, wer den Laissez-faire-Kapitalismus kritisierte und eine soziale Marktwirtschaft postulierte. Inzwischen hat sich ein angelsächsischer Neoliberalismus durchgesetzt, der gläubig den Markt verabsolutiert. Er favorisiert einen ungezügelt Globalismus. Zunächst brachte die industrielle Moderne materielles Wohl und politische Teilhabe. Seit den 1990er-Jahren expandieren jedoch mächtige Ökonomien auch dann, wenn sie die demokratische Beteiligung vernachlässigen. Obwohl die neoliberale Politik soziale Errungenschaften aufkündet, stimmen ihr auch Geprellte zu. Neoliberale Politik puscht die maximale Kapitalverwertung. Sie will einen minimalen Staat, der für Ruhe sorgt und den gefährdeten Zusammenhalt ordnungspolitisch festigt. Sie

«Der Narzissmus verknüpft Erfolg mit einer Führerschaft, die in Krisen gefragt und gefährlich ist, weil Narzissten die Bodenhaftung und das Gefühl für Grenzen fehlen.»



«Die einseitige Verteilung polarisiert unsere Gesellschaft und entzieht vielen Menschen finanzielle Reserven.»

privatisiert öffentliche Einrichtungen und erwartet vom «abgespeckten Staat», Banken zu retten. Was bedeutet diese Entwicklung nun für Betroffene?

Gesundheit leidet

In unserer individualisierten Gesellschaft nehmen Menschen viele Lasten auf die eigenen Schultern. «Wenn ich in der Schule besser aufgepasst hätte, würde ich heute auch mehr verdienen», sagte mir eine alleinerziehende Mutter. Sie findet es richtig, dass der Mietpreis steigt, den sie kaum bezahlen kann. Das Eingeständnis von Unrecht wäre ein Appell an sie selbst, etwas zu ändern. Aber wenn das schwierig ist, hilft es, Fassaden hoch zu halten. Zuweilen lässt sich etwas Druck auf Flüchtlinge oder Kinder ablassen. Oft führt das eigene Leiden zu psychosomatischen Erkrankungen. Niedrige Einkommen verursachen höhere gesundheitliche Probleme. Depressionen sind allerdings auch bei Begüterten verbreitet.

Seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gilt die Depression als

Symptom für die Schwierigkeit, sich selbst zu sein. Mit dem sinkenden Einfluss gesellschaftlicher Einrichtungen sind Individuen mehr auf sich gestellt und verletzlicher. Der Mangel an Sicherheit und Vertrauen erhöht psychische Ermüdung. Soziologe Alain Ehrenberg deutet Depressionen als Ausdruck eines bindungsarmen Individualismus. Sie reagieren auf die hohe Erwartung, sein Leben autonom zu gestalten. In den 1960er- und 1970er-Jahren dominierte die Norm der personalen Identität, sich selbst zu sein. Die Überforderung bewirkte bei einigen Menschen eine Identitätskrise. In den 1980er-Jahren verstärkte sich der Zwang, erfolgreich zu handeln. Das schürte die Angst vor dem Scheitern. Und was hat die Sucht mit diesem Themenkreis zu tun?

Omnipräsente Sucht

Sucht ist eine einseitige Abhängigkeit, physisch und psychisch. Abhängige verlangen nach einer Substanz oder einem Gefühl. Ihre Sucht ist keine Eigen-

schaft, sondern ein soziales Phänomen. «Ich arbeite und konsumiere, also bin ich.» Wer kennt das nicht? Und Alkohol dient dem Genuss – mit fließendem Übergang zur Sucht. Viele Erwachsene suchen Ersatz im Rausch. Der Rausch etablierte sich schon in Stummfilmen zu Beginn des 20. Jahrhunderts. «Zuweilen mit mahndem Zeigefinger, aber meistens als Anlass allerlei torkelnder Experimente und Belustigungen», schrieb das Neue Kino zur Basler Filmmacht vom 25. Oktober 2018 im Prospekt «Frühe Rausche – Bedrohungen im Stummfilm». Nonkonformistisch ergänzten 1968 Haschisch und LSD den biedereren Alkohol, der die Väter an gängige Normen anpasste. Drogen erweiterten das «revolutionäre Bewusstsein» inflationär. Und heute ist oft zu hören, der masslose Konsum kompensiere Gefühle der inneren Leere. Was wir wirklich suchen, ist eine subversive Frage. Wenn wir uns mit ihr auseinandersetzen, hilft ein Blick auf anerkannte Formen der Sucht.

Gerhard Dammann (2007), der die Psychiatrische Klinik in Münsterlingen

leitet, beschrieb mir die Sucht nach Anerkennung als Motor für Erfolg. Ein Mythos gibt vor, mit Emotionslosigkeit, Ehrgeiz und Stärke mehr erreichen zu können. Der Narzissmus verknüpft Erfolg mit einer Führerschaft, die in Krisen gefragt und gefährlich ist, weil Narzissten die Bodenhaftung und das Gefühl für Grenzen fehlen. Sie erheben sich über andere und sehen in ihnen viel Feindliches. Sie gewähren wenig Unterstützung und nutzen ihre Energie für eigene Ziele. Die forcierte Konkurrenz verlangt von ihnen, sich stets durchzusetzen, auch gegenüber Mitarbeitenden.

Geltungssüchtige sind mit andern nur oberflächlich verbunden. Ihnen geht es darum, ihr eigenes Ego zu pflegen. Das verleiht ihnen etwas Selbstwert. Hinter der Sucht verbergen sich erlebter Mangel und emotionale Vernachlässigung. Zudem die Erfahrung fehlender oder zu enger Grenzen. Wer fremde Gebote verinnerlicht, erfährt den äusseren Erfolg eher als Mittel zum Zweck. Wichtig ist, im Rampenlicht zu stehen. Das hält andere auf Distanz, die einen bewun-

dern sollen. Die Sucht nach Anerkennung drückt Angst vor Nähe aus. Sie verunmöglicht Empathie. Folgen sind Neid, Gemütsdusel, Wutanfälle und Zynismus.

Streben nach Anerkennung

Thomas Kornbichler (2007) analysiert «Die Sucht, ganz oben zu sein». Der Psychotherapeut deutet sie als fehlgeleitete Kompensation empfundener Minderwertigkeit. Für Mächtige ist genug nie genug. Sie wollen noch mehr Anerkennung. Ihr Einfluss gibt ihnen Sicherheit. Sie wenden sich kaum fördernd ändern zu. Sie suchen Wissen nicht wegen der Wahrheit, Kunst nicht wegen der Schönheit, Menschen nicht wegen der Geselligkeit und Wirtschaft nicht wegen dem allgemeinen Wohl. Werte sind für sie ein Mittel, andere zu manipulieren. Das Bad in der Menge soll innere Leere und «überwertigen Selbstwert» affektiv aufladen.

Demagogie zielt darauf ab, andere für eigene Zwecke zu benutzen. Sie weist sich gerne als schützende Hand aus. In schwierigen Zeiten kommt der Ruf nach Stärke, Sauberkeit und einfachen Tugenden gut an. Was verunsichert und irritiert, wird simplifiziert. Als Feindbilder für paranoide Botschaften dienen «der korrupte Staat» und «Randständige». Wer von eigenen Vergehen ablenken will, projiziert sie auf andere. Etwas Philosophie verleiht dem strategischen Denken «höhere Würde». Der Ego-Kult ist eine gehobene Sucht. Hoffentlich hilft diese Erkenntnis, weniger anerkannte Süchte ebenfalls als soziale Phänomene zu akzeptieren, statt weiter zu individualisieren.

Die Individualisierung löst Menschen aus kollektiven Zwängen und Sicherheiten. Das Gebot, selbst Verantwortung zu übernehmen, appelliert auch an psychische und emotionale Flexibilität. Früher standen Disziplin und Gehorsam im Vordergrund. Heute sind es Anpassungsleistungen an dauernde Veränderungen und eine Offenheit, die zu viel offen lässt und neue Normierungen erfordert. Soziologe Richard Sennett (1977) betont die Fragilität der Individualisierung. Dem Zugewinn an Autonomie steht der Verlust an sozialer Sicherheit entgegen. Eine neue «Tyrannei der Intimität» löst den früheren «Wir-Zwang» ab. Der Ego-Kult und das Ende der Öffentlichkeit steigern narzisstische Prägungen.

Laut Philosoph Christopher Lasch (1979) leben wir im «Zeitalter des

Narzissmus». Die narzisstische Persönlichkeit fühlt sich illusionär allmächtig. Sie ist von viel Bestätigung abhängig, um sich selber zu achten. Wie ein Suchtmittel benötigt sie ihr Publikum, das ihr Beifall zollt. Das Echo hilft ihr, zu (über-)leben. Sie steht nicht wirklich auf eigenen Füßen. Zu gross ist die Verunsicherung. Genugtuung kommt auf, wenn das grandiose Ich äussere Aufmerksamkeit erhält. Die ängstliche Selbstbeobachtung schränkt die eigene Wahrnehmung ein. Und weil genug nie genug ist, bleiben narzisstische Erwartungen frustriert. Sie treiben Gekränkte dazu, ihrer Sucht weiter zu frönen.

Perspektiven

Die 68er-Bewegung wollte das Leistungsprinzip verwandeln. Sie hoffte auf das widerständige Potenzial von Randgruppen und idealisierte «revolutionäre Süchtige». Die heutige Verunsicherung disponiert dazu, Halt in Vereinfachungen zu suchen. Populistische Ordnungspolitik verbannt «Drögel» gerne ins Niemandsland. Aus den Augen aus dem Sinn. Das funktioniert mit Armen und Alten ähnlich. Sie erinnern zu sehr an einen selbst. Wer sich ohnmächtig fühlt, empfindet Herausforderung als Bedrohung. Konforme Anpassungen fördern imaginäre Sicherheiten, Ressentiments und Sucht.

Wichtig sind demgegenüber Perspektiven, die strukturell ein gutes Leben für alle ermöglichen. Sie integrieren die Suche nach dem sozialen Sinn in den Alltag und fragen immer wieder, was wirklich wichtig ist im Leben. Funktioniert unsere Gesellschaft nur, wenn alle Rädchen noch schneller drehen? Hilfreich ist das Bemühen, vorhandene Kompetenzen zu stärken und achtsam mit eigenen Projektionen umzugehen. Die Selbstreflexion hält kritisch Distanz zu einer gesellschaftlichen Funktionalität, die Individuen mechanisch instrumentalisiert. Sie orientiert sich an einer Identität, die Widersprüche zulässt und soziale Verbindlichkeiten stärkt.

Vera Nina Looser erzählt (2017), wie sie auf dem Vorplatz der Universitätsbibliothek einen älteren Mann sah, der sich am Kopf verletzt hatte. Die Studentin alarmierte den Notfall und verständigte auch das Altersheim, in dem der Verunfallte lebt. Die Person, die den Anruf entgegennahm, antwortete spontan: «Oh, das kostet wieder.» Sie dachte zuerst ans Geld. Offenbar ist das wirtschaftliche Denken auch in sozialen

Einrichtungen präsent. Das passt zum angedeuteten Sparkurs. Nach Kürzungen bei der Arbeitslosen- und Invalidenversicherung klopfen mehr Benachteiligte bei der Sozialhilfe an, die nun ebenfalls Kürzungen vornimmt. Egal, was es kostet. Wie bei den Ergänzungsleistungen: statt diese zumindest auf alle Familien mit Kindern auszuweiten, stehen Einschränkungen und enge Kontrollen an. Vernachlässigt bleibt dabei der erhebliche Nutzen sozialer Leistungen. Das realisieren auch einzelne Reiche. Sie kritisieren die zunehmende Polarisierung, die den Arbeitsfrieden gefährdet, und plädieren für mehr sozialen Ausgleich. Dafür muss allerdings die gesamte Gesellschaft die Verantwortung übernehmen.

Zivilcouragiertes Engagement

Die Zivilgesellschaft zeichnet sich durch eine offene Konfliktbereitschaft aus. Sie äussert sich in sozialen Protesten und Bewegungen, die eine Autonomie gegenüber staatlichen Einrichtungen postulieren. Ältere Staatstheorien

thematisierten die Frage der «Civil Society» bereits im 17. Jahrhundert. John Locke leitete damals die institutionelle Integration aus individuellen Bedürfnissen ab. In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert. engagierte sich im ehemaligen Ostblock die Bürgerinnen- und Rechtsbewegung dafür, die Zivilgesellschaft zu stärken.

Soziale Bewegungen setzten sich während der Siebzigerjahre auch in westlichen Industrieländern vermehrt für den Schutz ziviler Einrichtungen ein. Heute beeinflusst die Frage nach dem Rückzug des Staates die Debatten über die Zivilgesellschaft. Die Reaktivierung des Zivilen soll gesellschaftliche Aufgaben neu verteilen, den sozialen Zusammenhalt festigen und Konflikte mit zivilen Mitteln bewältigen. Die Zivilgesellschaft darf sich aber nicht dazu instrumentalisieren lassen, einen Abbau sozialstaatlicher Leistungen zu kompensieren und unfreiwillig zu legitimieren. Sie kann aber hoffentlich bald an eine erhöhte Bereitschaft der Bürgerinnen und Bürger anknüpfen, nach einer Phase

anonymer Coolness zivil couragiert wieder mehr soziale Verbindlichkeiten einzugehen. Das könnte auch helfen, sich von einseitigen Abhängigkeiten und Süchten zu emanzipieren.

Selbstreflexion

Wir stolpern bei ändern oft über das, was uns an uns selbst stört oder fremd ist. Das zeigt sich in der Auseinandersetzung mit Suchtfragen deutlich. Wer andere erreichen und die Gesellschaft verändern will, muss aber bereit sein, sich selbst kritisch zu befragen. Und da freue ich mich über heutige Jugendliche, die – pluralistisch sozialisiert – ihre Identität auch damit verbinden, Widersprüche differenziert anzugehen. Das hilft, fundierte Analysen zu entwickeln und weiterführende Bündnisse einzugehen, statt vornehmlich über das zu stolpern, was einen trennt.

Sarah Madörin (2017) beschreibt ihren Alltag in der Wohngemeinschaft. Sie wohnt mit einer Studentin und zwei Studenten zusammen. Alle sind zwischen zwanzig und dreissig Jahre alt und haben

den Eindruck, den gemeinsamen Alltag egalitär zu gestalten. Indem Sarah Madörin aber ein Tagebuch schreibt, nimmt sie manche Begebenheiten präziser wahr. Ihr fallen nun mehr Einseitigkeiten bei Tagesgeschäften und Diskussionen auf. Wer stellt eigentlich meistens die Kübelsäcke raus? Und wer hat das letzte Wort bei Debatten? Über das intuitive Wahrnehmen hinaus, erhellt ihre systematischere Betrachtung feine Unterschiede. Sie hilft sogar ein wenig, den «epistemologischen Bruch» zwischen dem Alltagsverständnis und einer tieferen Erkenntnis zu überwinden. Aber damit schwingt auch die Gefahr mit, den etwas gründlicher erhobenen Befund zu überschätzen. Selbstkritik hilft, das zu vermeiden.

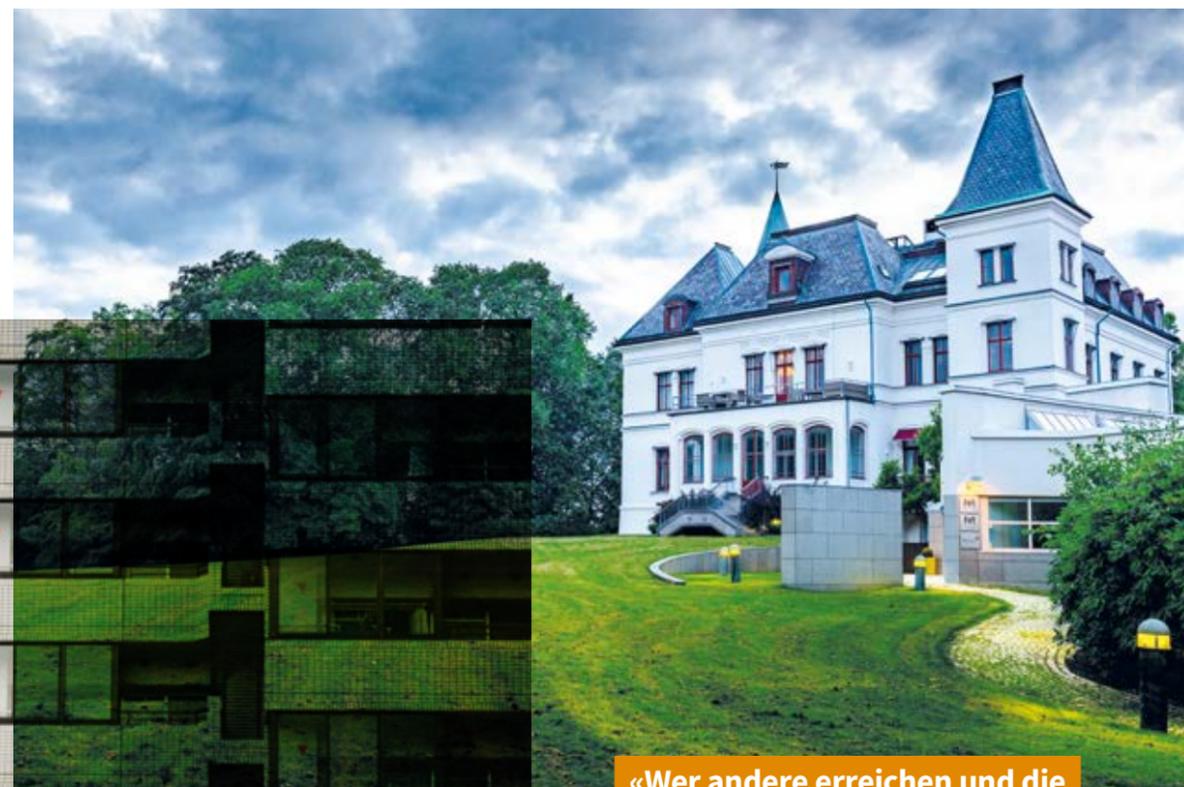
Martina Montanes (2017) achtet beim Einkaufen darauf, woher die Waren kommen: regional, saisonal. Dabei ertappt sie sich, die Einkaufskörbe der anderen Kundinnen und Kunden zu mustern. Sie verbündet sich insgeheim mit jenen, die ebenfalls bewusst einkaufen, und hadert mit jenen, die das

nicht tun. Bis sie sich fragt, ob es ihr beim Einkaufen darum geht, sich besser als andere zu fühlen. Ich halte diese Introspektion und Selbstkritik für vorbildlich. Martina Montanes reflektiert auch, wie sich bei der Kasse im Warenhaus soziale Klassen zeigen. Sie verknüpft strukturelle und kulturelle Aspekte. Zudem verdeutlicht sie, wie politisch das oft individualisierte Persönliche ist. Dieser Zugang ist auch bei Suchtfragen wichtig. Sie werden gerne individualisiert, sind aber, finanzgetrieben verstärkt, eminent politisch.

«Nach Kürzungen bei der Arbeitslosen- und Invalidenversicherung klopfen mehr Benachteiligte bei der Sozialhilfe an, die nun ebenfalls Kürzungen vornimmt.»



«Wer andere erreichen und die Gesellschaft verändern will, muss aber bereit sein, sich selbst kritisch zu befragen.»



Literaturnachweis

Bundesamt für Statistik, **Vermögen**, BFS, Neuenburg 2017

Dammann Gerhard: **Narzissen, Egomane, Psychopathen in der Führungsetage**. Haupt, Bern 2007

Ehrenberg Alain: **La fatigue d'être soi: dépression et société**. Odile Jacob, Paris 1998

Kornbichler Thomas: **Die Sucht, ganz oben zu sein**. Kreuz Verlag, Stuttgart 2017

Lasch Christopher: **The culture of narcissism. American life in an age of diminishing expectations**. W.W. Norton, New York 1979

Loser Nina: **Der Sturz**. In: Mäder / Schwald 2017, 127-131

Madörin Sarah: **Alltag in der WG**. In: Mäder / Schwald 2017, 140-144

Mäder Ueli: **macht.ch – Geld und Macht in der Schweiz**, Rotpunktverlag, Zürich 2015

Mäder Ueli; Schwald Andreas: **Dem Alltag auf der Spur**. Edition 8, Zürich 2017

Montanes Martina: **An der Kasse scheiden sich die Klassen**. In: Mäder / Schwald 2017, 131-134

Sennett Richard: **The fall of public man**. Knopf, New York 1977.

Fortsetzung – DANIELAS GESCHICHTE

Masterplan

Zunächst musste eine Übersicht über die laufenden Verpflichtungen geschaffen werden, um eine Neuverschuldung zu verhindern. Da Daniela weiterhin berufstätig war und zugleich als Working Poor von der Sozialhilfe unterstützt wurde, gehörte auch die Zusammenarbeit und Vernetzung mit dem Sozialamt zu den Aufgaben des KANU. Intensiv mussten Daniela die Budgetgrundlagen sowie die Entscheide des Sozialamtes erklärt und die konkreten Auswirkungen besprochen werden. Nur so konnte sie im Laufe der Zeit an Sicherheit und Orientierung gewinnen und ein gewisses Mass an Mitbestimmung entwickeln. Aufgrund des geringen Budgets und der fehlenden Rückstellungen für einmalige Ferien oder eine zahnärztliche Behandlung, stellte das KANU auch einige Male Gesuche an Stiftungen. Nach der Festanstellung bei ihrem bisherigen Arbeitgeber konnte sich Daniela nach zehn Jahren endlich von der Sozialhilfe

ablösen. In der Phase der Ablösung war Daniela auf die konkrete Unterstützung von ihrer Bezugsperson im KANU angewiesen.

Befreit von der Last der Schulden

Seit kurzem ist Daniela schuldenfrei. Alle in der Vergangenheit entstandenen Verlustscheine konnten zurückgekauft werden. Ein bedeutender Schritt. Daniela hat die Unterstützung des KANU und auch Zeit gebraucht, um zu akzeptieren, dass die in der Vergangenheit entstandenen Schulden sich nicht einfach in Luft aufgelöst haben. Daniela lebt heute von ihrem Einkommen und hat ihr Budget gut im Griff. Sie überweist dem KANU monatlich einen fixen Betrag, damit die wichtigsten Zahlungen wie Miete, Krankenkassenprämie und Arztrechnungen für sie gemacht werden können und damit Rückstellungen für jährlich anfallende Zahlungen vorhanden sind.

↪ Fortsetzung auf Seite 30





PRODUKTEWELT

Handlungsfähig im täglichen Leben

Seit Januar 2018 gehört die Ergotherapie zum therapeutischen Tagesstrukturangebot der Sozialtherapie ULMENHOF. Diese ergänzt die schon bestehenden Arbeitstrainingsfelder Hauswirtschaft, Umschwung, Küche und Gartenarbeit und schliesst die Lücke, welche durch den Wegfall der Schreinerei, der Montage sowie der Spritzerei entstanden ist.

Was ist Ergotherapie?

Ergotherapie leitet sich aus dem altgriechischen Wort *érgon* = Werk/Arbeit ab und setzt das Tätigsein als therapeutisches Mittel ein. Gleichzeitig ist die Verbesserung der Handlungsfähigkeit auch das Ziel der Ergotherapie.

Wie wirkt die Ergotherapie?

Ergotherapie geht davon aus, dass alles, was Menschen tun, wie sie es tun und was sie dabei erleben, sich auf die psychische Gesundheit und das Wohlbefinden auswirkt. Somit kann durch gezielt eingesetzte Betätigung auf das psychische Wohlbefinden und das Suchtverhalten eingewirkt werden. Ergotherapie stellt die Handlungsfähigkeit des Menschen in

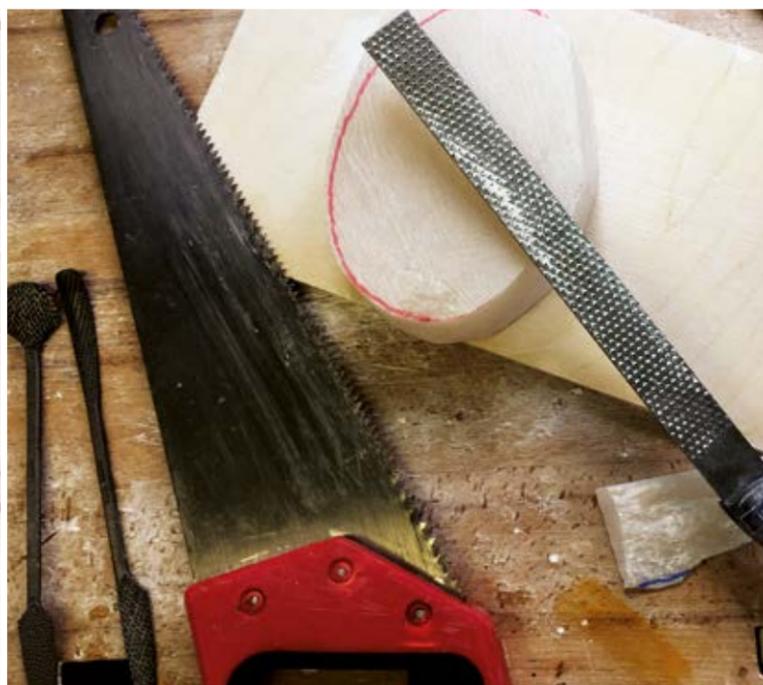
den Mittelpunkt. Sie trägt zur Verbesserung der Gesundheit und zur Steigerung der Lebensqualität bei. Sie befähigt Menschen, an den Aktivitäten des täglichen Lebens und an der Gesellschaft teilzuhaben. Die Klientel erhält die Möglichkeit, sich wieder selbstwirksam handelnd zu erfahren und soziale Beziehungen zu gestalten. Persönliche Fähigkeiten können entdeckt oder neu erlebt, das Vertrauen in die eigene Handlungsfähigkeit kann zurückgewonnen werden.

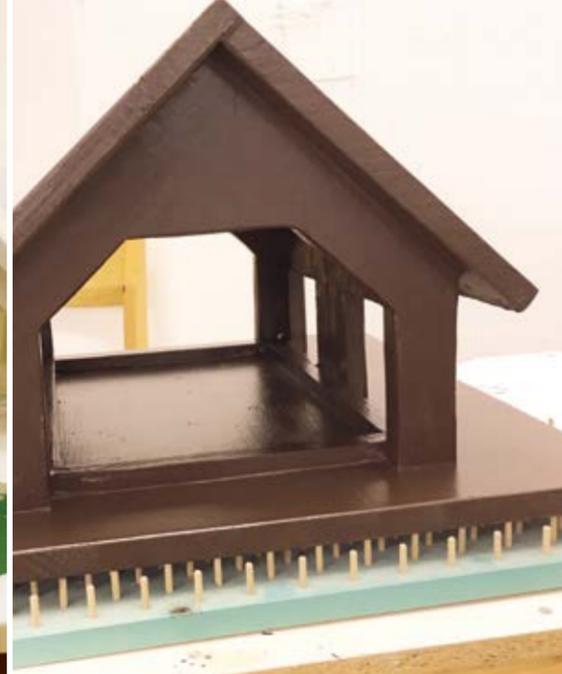
Mittel und Methoden

Die Techniken, Materialien und Werkprojekte werden gezielt von den Teilnehmenden in Absprache mit dem Ergotherapeuten ausgewählt. Der Fokus

Ziele der Ergotherapie im ULMENHOF

- ▶ Steigern der Planungs-, Handlungs- und Problemlösungsfähigkeit.
- ▶ Verbessern der Grundarbeitsfähigkeiten (Ausdauer, Konzentration, Qualität, Quantität).
- ▶ Stärken des Selbstbewusstseins und der Selbstständigkeit.
- ▶ Fördern von persönlichen Fähigkeiten, Stärken und Interessen.
- ▶ Verfeinern der Interaktionsfähigkeit in der Gruppe.
- ▶ Wahrnehmen und Vertreten eigener Bedürfnisse.





Claus Sapparth wuchs in Deutschland auf, wo er sich auch zum Ergotherapeuten ausbilden liess. Vor mehr als zwanzig Jahren migrierte er in die Schweiz, wo er seither lebt und arbeitet. Seine lange Berufserfahrung erstreckt sich über die gesamte Rehabilitationskette. Er arbeitete auf Akut- und Rehabilitationsstationen, in einer Tagesklinik, in einem Atelier mit geschützten Arbeitsplätzen, in der Betreuung in einem Wohnheim und als Eingliederungsberater bei der IV. Als Teamleiter lernte er auch während einigen Jahren den Produktionsbereich kennen. Zuletzt war er in Kaderfunktionen in zwei Einrichtungen mit dem Aufbau bzw. der Reorganisation der Ergotherapie zuständig.

bei der Auswahl liegt in der Möglichkeit, vorhandene Ressourcen zu nutzen, um durch gezieltes Training Kompetenzen aufzubauen und weiterzuentwickeln. Dieser Prozess liefert auch die Möglichkeit, sich mit den eigenen Bedürfnissen, Gefühlen und Wertvorstellungen auseinanderzusetzen. Die Gruppe von zwei bis acht Personen erweist sich hierbei als wichtiger Bestandteil des Handlungsprozesses, wobei am je eigenen, individuellen Werkstück gearbeitet und regelmässig mit den Anwesenden darüber ausgetauscht wird. Bei Bedarf wird auch eine Ergotherapie im Einzelsetting angeboten. Dabei wird der Handlungsprozess während und ausserhalb der Gruppe besprochen und

Zielsetzungen werden festgelegt und reflektiert.

Ergotherapie versus Arbeitstraining

In der Ergotherapie dürfen und müssen die Teilnehmenden ihr Projekt in Absprache mit dem Ergotherapeuten selbst festlegen. Im Arbeitstraining sind die Arbeiten durch die Bereichsleitung oder durch den Arbeitsprozess vorgegeben. Die Klientel entwickelt häufig Widerstände oder auch Ängste gegenüber Vorgaben. Personen, die sich nicht primär an Vorgaben messen müssen oder möchten, sind in der Ergotherapie leichter zu motivieren, sich mit ihrem aktuellen Betätigungsniveau auseinanderzusetzen. Teilnehmende der Ergo-

therapie erhalten durch die Selbstausswahl ihres Projekts im anschliessenden Betätigungsprozess eine direkte Rückmeldung zu zentralen Themen wie Selbsteinschätzung, Handlungsplanung, Belastbarkeit, Sorgfalt, Schnelligkeit, Motivation und Ausdauer.

Transfer in den Alltag

Innerhalb der Ergotherapie erleben sich die Teilnehmenden häufig erstmals seit langer Zeit wieder positiv handelnd im Alltag. Sie müssen sich vor Beginn ihres Werkstückes Gedanken machen und spüren, was sie überhaupt wollen. Welche Werktechnik, welches Produkt reizt sie? Im gleichen Atemzug müssen sie ebenfalls Überlegungen anstellen zu

ihren aktuellen Fähigkeiten. Was würde ich gerne lernen? Wo benötige ich Hilfe? Diese und viele weitere handlungsrelevanten Gedanken werden in der Ergotherapie aktiviert und trainiert. Um ein Werkstück oder ein Projekt erfolgreich zu Ende zu bringen, benötigt es eine Vielzahl an handlungsbegleitenden Gedanken und Entscheidungen. Während der Arbeit in der Ergotherapie werden auf diese Weise die für die Aktivitäten des täglichen Lebens, sei dies bei der Arbeit oder in der Freizeit, wichtigen Kognitionen, körperlichen Fähigkeiten und sozialen Fähigkeiten aktiviert und weiterentwickelt. Die erarbeitete Energie und die Selbstbestätigung können in die anderen Lebens-

welten übertragen werden. Für dieses Gelingen ist die Vernetzung der Ergotherapie mit den anderen Fachpersonen aus der Therapie, der Betreuung, der Sozialarbeit und auch des Arbeitstrainings unabdingbar. In Vernetzungssitzungen und Standortgesprächen wird der Verlauf reflektiert und Themenschwerpunkte für das Jetzt und die Zukunft werden gemeinsam mit der Klientel festgelegt. So leistet die Ergotherapie einen wertvollen Beitrag, damit die Klientel mehr Sicherheit, Selbstwirksamkeit und Autonomie bei sämtlichen Aktivitäten des täglichen Lebens gewinnt und dadurch die Ermutigung erfährt, sich in gesellschaftliche Prozesse einzubringen.

Werktechniken im ULMENHOF

Holz für kleinere Arbeiten aus Sperrholz, welche mit einfachen Werkzeugen und Maschinen angefertigt werden können, Schnitzarbeiten

Speckstein für Skulpturen, Schmuck, Schalen

Nähmaschinen für einfache Nähprojekte oder Flickarbeiten

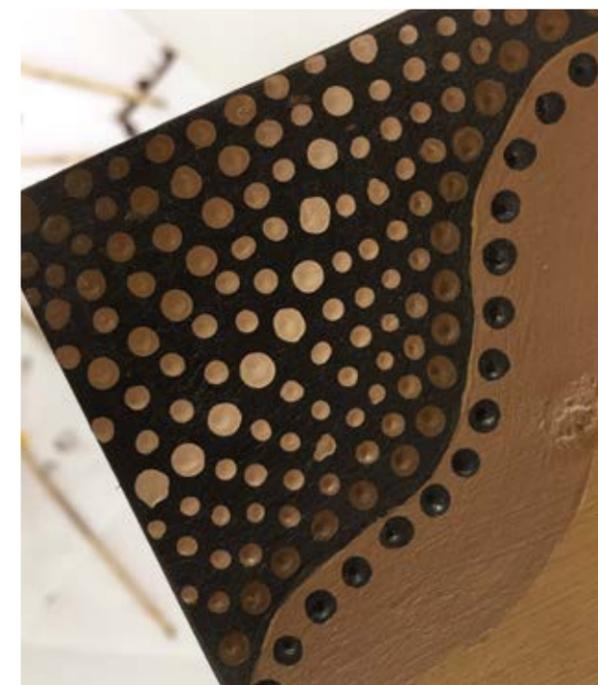
Ton für Gebrauchskeramik und Skulpturen

Malen / Zeichnen auf Papier und Leinwand (nicht primär ausdrucksbezogen)

Freundschaftsbänder knüpfen

Karton für Buchbinderarbeiten oder zum Herstellen von Kartonagen

Konzentrationstraining und einfache Arbeiten am PC (Lebenslauf, Motivations schreiben etc.)



Das Gemeinschaftszentrum Bachwiesen in Zürich (links) und Michael Rohner in der Werkstatt (rechts).



AUSSENWELT

Von langen Ohren und «Friends on bikes»

Schon als Jugendlicher pilgerte Michael an freien Nachmittagen in die Holzwerkstatt des Zürcher Gemeinschaftszentrums Bachwiesen. Unter Anleitung entstanden wundervolle Drechslerarbeiten und verschiedene Instrumente. Und dies für wenig Geld. Was hat es auf sich mit diesem geheimnisvollen Ort, fernab der Mehrwertgenerierung?

Fotos aus den Fünfzigerjahren zeigen in erster Linie Sandkästen. Wenn es hochkommt, dann findet sich dort noch eine Schaukel. Und womöglich gar eine Rutschbahn. Die Spielmöglichkeiten sind begrenzt, der Fantasie sind gewisse Grenzen gesetzt. Engagierte Eltern in Zürich tun sich zusammen. Sie träumen von mehr Freiraum für ihre Kinder, von Erlebnisspielräumen, von Abenteuer. So entsteht 1954 der erste Robinsonspielplatz in Zürich-Wipkingen. 1963 hat die Bewegung bereits an neun Standorten ein Sammelsurium an Angeboten für Kinder und Jugendliche aufgebaut.

Konsolidierung und Weiterentwicklung

Unterdessen fungiert die Pro Juventute als Trägerschaft. Das Projekt der «Zürcher Gemeinschaftszentren» wird 1963 vom Stimmvolk der Stadt Zürich gutgeheissen, die Partnerschaft mit der Stadt Zürich und dem Projekt wird verankert. 2010 werden sämtliche Betriebe von der Pro Juventute abgelöst und der Stiftung Zürcher Gemeinschaftszentren anvertraut.

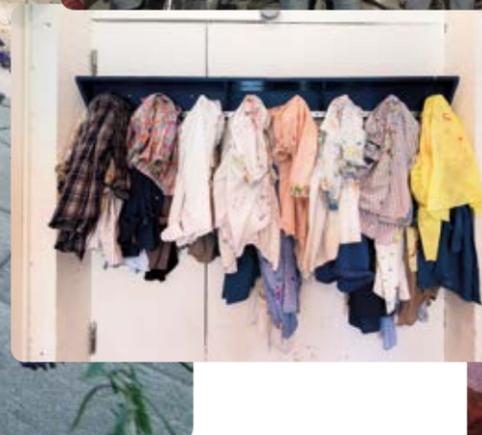
Die Stiftung Zürcher Gemeinschaftszentren betreibt heute siebzehn soziokulturelle Einrichtungen, beschäftigt zweihundert Mitarbeitende und zählt

jährlich über eine Million Besuchende. Das Angebot versteht sich als eine Investition in Kultur und Bildung, welches sich quartiernah an die Bewohnerinnen und Bewohner der Stadt Zürich richtet. Freiräume für Austausch und Begegnung werden geschaffen und die gesellschaftliche Teilhabe, die Chancengleichheit sowie die Integration sämtlicher Bevölkerungsgruppen werden gefördert.

Angebote

Die Zürcher Gemeinschaftszentren sind ausgesprochen vielfältig. Diverse Formen von kreativen Tätigkeiten werden

Der technische Modellbauer und Sozialpädagoge **Michael Rohner** hat fünf Jahre im FISCHER-HUUS der ALTERNATIVE gearbeitet. Davor wirkte er dreizehn Jahre in verschiedenen Bereichen von Sprungbrett / Palettino, einem Angebot der Sozialen Einrichtungen und Betriebe der Stadt Zürich. Hier begleitete er Menschen am Rand der Gesellschaft bei der Arbeit und in der Freizeit. Seit einem Jahr ist er teilzeitlich im Gemeinschaftszentrum Bachwiesen als Mitarbeiter Bildung und Gestaltung angestellt und führt in der restlichen Zeit den Haushalt seiner Familie.



Projekte, Angebote und Liegenschaften der Zürcher Gemeinschaftszentren von 1954 bis heute: mehr als 60 Jahre Zürcher Kulturgeschichte.

Fünf Fragen an Michael Rohner Leiter der Holzwerkstatt GZ Bachwiesen

Du hast Jahrzehnte im Suchtbereich gearbeitet. Was bieten die Zürcher Gemeinschaftszentren sucht betroffenen Menschen und Familien?

Im Jugendbereich, und bei uns auch im Stall, wird Sucht mit Jugendlichen thematisiert. Die GZ bieten ausserdem einige Plätze für «Gemeinnütze Arbeit» an. Daneben ist es uns ein grosses Anliegen, auch Menschen abseits des Mainstreams offen gegenüberzutreten. Da ist zum Beispiel ein Mensch mit starker psychischer Beeinträchtigung, der bei uns ab und zu das Piano gratis «bespielt». Wenn uns Menschen auffallen, mit denen ein Gespräch über ihren Alkohol- oder anderen

Konsum angebracht wäre, bringen wir das ins Team und besprechen, was für die Person hilfreich sein könnte und setzen das danach um.

Siehst du in diesem Bereich noch Angebotslücken? Oder Weiterentwicklungsmöglichkeiten bei den Zürcher Gemeinschaftszentren?

Ich denke, dass in den GZ schon heute vieles möglich ist. Es kann jede Person mit Anliegen auf uns zukommen und wir bieten Unterstützung. Zum Beispiel zur Bildung einer Selbsthilfegruppe. Wenn eine Institution Menschen über die GZ noch mehr in die Gesellschaft integrieren möchte, so stossen sie bei uns auf offene Arme.

Wie erlebst du in Deinem Umfeld und in Deiner Arbeit den gesellschaftlichen Umgang mit Randgruppen? Braucht es die Zürcher Gemeinschaftszentren langfristig noch?

Je nach dem, was ein Mensch für Erfahrungen mit Menschen am Rand der Gesellschaft gemacht hat, ist es ihm mehr oder weniger möglich, ihnen offen zu begegnen. Mit unserem Beispiel helfen wir mit, Vorurteile abzubauen. Gemeinschaftszentren decken so eine breite Palette an Bedürfnissen ab, so dass sie auf jeden Fall noch lange ihren Sinn haben.

Was wünschst du dir von der Gesellschaft und der Politik? Gemeinschaftszentren dienen

vor allem der Prävention, indem sie Menschen die Möglichkeit bieten, selber aktiv etwas zu tun. Institutionen, die Probleme nach deren Entstehung angehen, haben es mit der Legitimierung einfacher. Ich wünsche mir, dass immer mehr Menschen verstehen, dass die Gesundheit von Menschen und der Gesellschaft nicht zuletzt davon abhängt, ob sich jemand gehört fühlt, sich einbringen kann und sich an einem Ort zu Hause fühlt.

Was ist dir sonst noch wichtig?

Die GZ und ihre Mitarbeitenden sind für alle offen, auch für Dich, komm doch mal vorbei! Wir freuen uns auf Dich!

ausgeübt, Sozialkontakte geknüpft, Aktivitäten gepflegt. Die Besuchenden können spielen, lernen, produzieren, politisieren, projektieren. Oder auch mal einfach entspannen und konsumieren. Räume werden für eigene Projekte zu günstigen Konditionen vermietet. Die Gemeinschaftszentren sollen für alle, unabhängig von der Kaufkraft, zugänglich sein. Dazu tragen die faire Preisgestaltung sowie die Option non-monetärer Gegenleistungen bei.

Die Fachteams der Gemeinschaftszentren unterstützen traditionelle Formen der ehrenamtlichen Leistung wie Nachbarschaftshilfe und investieren durch das Schaffen von Anreizen und durch Support auch in Formen von Leistungsaustausch zwischen Einzelpersonen und Gruppen, die auf dem Prinzip der Gleichwertigkeit beruhen.

Geschichten aus dem Alltag

Anna (35) ist mit ihrer Familie aus den USA in die Schweiz gezogen: «Weil ich mich im Quartier vernetzen und Deutsch lernen wollte, bin ich auf das GZ Heuried

gestossen.» Seit acht Monaten organisiert Anna zusammen mit anderen Eltern den Rollenden Donnerstag, ein Spielangebot für Familien mit Kleinkindern. «Am Rollenden Donnerstag hat meine Tochter Spass, wir haben viele andere Familien kennengelernt und im Deutsch habe ich bereits Niveau B1 erreicht!»

Viele der Zürcher Gemeinschaftszentren kümmern sich um Tiere. So auch um Esel. So entwickelte sich an einem Sommernachmittag eine Diskussion darüber, warum Esel so lange Ohren haben. Niemand wusste Bescheid, selbst die Internetrecherche blieb erfolglos. Bis ein Kind dazu stiess: «He, ich weiss es. Esel waren und sind ja Wüstentiere und brauchen die langen Ohren um zu kühlen.»

Aktuelle Projekte

Beim Kinderkultur-Projekt «Theaterexpertinnen und Theaterexperten» entscheiden acht Kinder zwischen acht und elf Jahren nach dem Besuch von vier Kindertheateraufführungen, welche Kindertheater-Produktionen im Gemein-

schaftszentrum aufgeführt werden. Diese Vorstellungen sind gratis und tragen dazu bei, dass Kinderkultur ins Quartier getragen wird.

Im Rahmen von «Friends on bikes – Flüchtlinge lernen Velofahren» treffen sich alle zwei Wochen Erwachsene aus aller Welt mit velobegeisterten Freiwilligen, die es sich zum Ziel gesetzt haben, so vielen geflüchteten Menschen wie möglich das Velofahren beizubringen und sie fit für den Strassenverkehr zu machen. Die Velokurse sind gratis und finden unter der Schirmherrschaft des Vereins Solinetz statt.

Interviewfragen und Text:
Stephan Germundson

Unsere Institutionen im Überblick



HERZBLUT
ELENA NÜSSLI

Elenas Gespür für Menschen in Not

Ende 2014 bewarb sich die gelernte Kauffrau Elena bei der Beratung und Nachsorge KANU. Nach ihren Tätigkeiten bei der Verwaltung dürstete sie nach einer Arbeit mit Menschen. Sie absolvierte ihr Bachelorstudium in Sozialarbeit und sammelte wertvolle Erfahrungen in der stationären Jugendhilfe.

Vier Jahre später ist sie zuständig für die Fallführung der Klientel in der stationären Phase sowie für die Nachsorge. Als grosse Herausforderung erkennt sie in der Zusammenarbeit speziell mit kleinen Gemeinden das oftmals sehr rudimentäre

Suchtverständnis, das daraus resultierende geringe Vertrauen in ihre Arbeit sowie den stets präsenten Spardruck. Des Weiteren beschäftigen sie die grossen Haltungsunterschiede zwischen den KESB-Zentren. Vor der Tragweite der Beurteilung der Erziehungskompetenzen der Eltern und der resultierenden Folgen hat sie grössten Respekt.

Elena wünscht sich eine verbesserte Koordination und Kooperation der diversen Player der Sucht- und Jugendhilfe innerhalb der jeweiligen Versorgungsregionen. Und sie brennt darauf, in rund zwei Jahren einen CAS in Konfliktmanagement und Mediation anzugehen.

«Der unglaubliche Mut von bestimmten Menschen berührt mich.»

Welchen Bezug hast du zu Einsamkeit, Brücken und Zugehörigkeit?

Viele meiner KlientInnen fühlen sich einsam. Es fehlt ihnen oft an sozialer Einbettung. Gemeinsam suchen oder bauen wir Brücken.

Mit welchen Ängsten wirst du konfrontiert? Lässt du diese überhaupt zu?

Besorgt bin ich zum Beispiel über unfaire sozialpolitische Gegebenheiten. Wenn ich mir vorstelle, durch Krankheit oder Arbeitslosigkeit meine Selbstbestimmung zu verlieren, so macht mir dies schon Angst.

Wie und wo holst du dir die Kraft für dein Engagement?

Ich erhole mich Zuhause, bei Freundinnen und Freunden sowie in der Natur. Zudem gibt mir Humor unglaublich viel Energie und wirkt bei mir wie Medizin.

Was macht dich in deinem Job glücklich?

Der unglaubliche Mut von bestimmten Menschen berührt mich. Meine Beobachtungen in meinem lebendigen Arbeitsalltag bestätigt mir immer wieder mein positives Menschenbild - und das macht mich glücklich. Meine Arbeit erfüllt mich, weil ich einer sinnvollen und äusserst abwechslungsreichen Tätigkeit nachgehen und mit Menschen arbeiten kann.

*Text: Stephan Germundson
Interviewfragen: Noemi Girardi*

Fortsetzung – DANIELAS GESCHICHTE

Die Bezugsperson als Teil des sozialen Netzes

Daniela steht in einem sehr regelmässigen, telefonischen und persönlichen Austausch mit ihrer Bezugsperson des KANU. Die Schwerpunkte in der Beratung liegen in der Finanzverwaltung. Zentral für Daniela ist zudem, dass sie sich mit sämtlichen Themen der Lebensbewältigung einbringen kann. Da sie kein grosses Netz hat, auf welches sie bei Fragen, Unsicherheiten oder bei Problemen zurückgreifen kann, wurde die Bezugsperson im KANU über all die Jahre zu einer sehr wichtigen Ansprechperson. Daniela meldet sich nicht nur bei Schwierigkeiten im KANU, sondern auch, um mit jemandem freudige Ereignisse zu teilen. So wie beispielsweise die bestandenen Lehrabschlussprüfungen ihrer Töchter oder gelungene Ferienaufenthalte. Bemerkenswert ist auch, dass die beiden Töchter von Daniela die Mutter gerne begleiten, wenn sie zu einem Termin ins KANU kommt. Die jungen Frauen erzählen dann gerne aus ihrem Leben und sind teilweise auch froh um Tipps beim Ausfüllen der Steuererklärung oder in Bezug auf ihre Budgetplanung.

Von den Stunden jenseits der Verpflichtungen

Daniela bleibt nur wenig Zeit für Stunden der Musse. Für das Reiten reicht das Geld schon lange nicht mehr. Immerhin liegen ein Zwerghamster und ein Degu drin, um welche sie sich liebevoll kümmert. Zudem haben sich mit der Berufstätigkeit der Kinder kleine Zeitfenster geöffnet. Mit Leidenschaft walkt sie mit ihrer besten Freundin auf den Stoss, den Zugerberg und die Rigi. Regelmässig zu Gast ist sie auch in der Lenzerheide und am Ägerisee. Seit wenigen Jahren kann sie gelegentlich auch Ferientage im Ausland verbringen. Kreta gehört zu ihren liebsten Destinationen. Dazu tragen die Kinder bei, indem die Wohn- und Unterhaltskosten untereinander aufgeteilt werden.

Freiheit

Einst, da meinte Daniela, Freiheit sei die völlige Unabhängigkeit von Personen und Stellen, sei die Fähigkeit, alle Lebenssituationen eigenständig meistern zu können. Sie hat gelernt, dass die grösste Freiheit darin besteht, zu erkennen, wenn sie an ihre Grenzen stösst und sich dann die nötige Unterstützung zu holen. Das KANU ist immer für sie da. Ungeachtet der Anliegen. Ungeachtet der Lebenssituation. Dies gibt ihr die Kraft und die Sicherheit, ihren Weg mit ihrer Familie zu gehen. Das KANU ist ihr Ort für alle Fälle.

Stephan Germundson



DIE ALTERNATIVE

Verein für umfassende Suchttherapie

Affolternstrasse 40, Postfach, 8913 Ottenbach
Tel. 044 763 40 80, Fax 044 763 40 96
contact@diealternative.ch
www.diealternative.ch

ULMENHOF

Affolternstrasse 40, 8913 Ottenbach

Sozialtherapie

Tel. 044 762 61 21, Fax 044 762 61 20
ulmenhof@diealternative.ch

Familieneinheit

Tel. 044 762 61 23, Fax 044 762 61 20
ulmenhof@diealternative.ch

KANU

Schützengasse 31, 8001 Zürich

Beratung und Nachsorge

Tel. 044 454 40 50, Fax 044 454 40 51
kanu@diealternative.ch

TIPI

Alte Urdorferstrasse 2, 8903 Birmensdorf

Kinderhaus

Tel. 044 777 60 90, Fax 044 777 60 92
kinder@diealternative.ch

FISCHERHUUS

Alte Urdorferstrasse 4, 8903 Birmensdorf

Rehabilitation

Tel. 044 737 09 37, Fax 044 737 09 57
rehabilitation@diealternative.ch

BACHMOOS

c/o FISCHERHUUS, Alte Urdorferstrasse 4,
8903 Birmensdorf

Integrationswohnungen

Tel. 044 737 09 37, Fax 044 737 09 57
rehabilitation@diealternative.ch

«Ich möchte hiermit auch nochmal sagen, dass ich allen vom KANU danken will für die über tausend Stunden, die in den dreiundzwanzig Jahren zusammengekommen sind. Sie alle haben in meine Anliegen investiert und mir geholfen, dahin zu gelangen, wo ich jetzt bin. Wenn ich daran denke, dass es dem Vater der Kinder immer noch gleich geht ... Schulden, Betreibung, Pfändung, kein Job, Gefängnis ... dann kann ich echt stolz sein auf das, was ich erreicht habe ... und dies dank dem KANU!» — Daniela

DIE GESCHICHTE VON DANIELA AB SEITE 2

